

Wie ist doch die Erde so schön!

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelin:
Sie haben ihr leicht Gefieder
Und singen so frohliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüß' und Seen;
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städte und Hügel
Und die Wälder, die drüber gehn.

Und Säger und Mäler wissen es,
Und es wissen's viel andere Leut,
Und wer's nicht maht, der sinnt es,
Und wer's nicht glaubt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud!

Der betrogene Wanderer.

Einem amerikanischen Türken nach-
erzählt.

Da ich in den Bergen Neu-Mexikos,
nahe der Grenze, auf Silberlöwen
jagte, hatte ich einen Führer türki-
scher Abkunft, Weiß Gott, wie
der dorthin verschlagen worden war,
nachdem er die ganze Welt bereist
hatte. Nun lebte er in der Wildnis
und gedachte mit bedächtiger Ernst
und Ueberlegen der vergangenen Zei-
ten und erzählte daraus.

Eine Geschichte nannte er „der be-
trogene Wanderer“. Er erzählte sie
gern und vergoß Tränen dabei.

Damals, begann er, war ich in dem
größten Blage des Ostens, den sie
New York nennen. Ich war im
Dienst einer schönen Frau, die von
ihrem Manne unermeßliche Schätze
geerbt hatte. Sie war früher ein
armes Mädchen, und das Geld ge-
hörte eigentlich noch ihrem Manne,
der es von seinem Vater hatte. Der
Vater soll ein finsterner Mann ge-
wesen sein. Einer der Herren dieser
Menschen, die des Morgens ihre Pa-
läste verlassen und in hohe Burgen
gehen. Da sitzen sie, lesen und dri-
cken auf kleine Knöpfe. Die tragen
ihre Befehle über alle Länder, und
wohin sie kommen, müssen die Men-
schen ihnen Abgaben zahlen. Wenn
sie sich aber betrogen, ist gute Zeit
für alle; dann gibt es billige Feien.
Aber es ist mir ein Schein, wenn der
Krieg vorüber ist, geht es den Men-
schen nur um so schlimmer, und diese
Feien sammeln unermeßliche
Schätze.

Der Vater soll es nicht gewilligt
haben, daß sein Sohn, der nicht in
diese Burgen gehen wollte, das arme
Mädchen heiratete. Aber sie können
dort tun, wie sie wollen. Und der
Sohn heiratete sie doch. Er nahm
sie in ein Haus, das gebaut war wie
eine Moschee und doch keine war.
Dort sollen sie vier Wochen gelebt ha-
ben. Eines Tages jedoch, da sie ein
Fei feierten, wo sie alle angetan in
muskelmännlicher Tracht saßen und
tanzen, verschwand der junge Mann.
Sie haben einen großen Prozeß ge-
habt nachher, weil die Richter glaub-
ten, die Frau hätte ihren Mann bei-
seitigt geschafft, nachdem er ein Papier
geschrieben, worauf er ihr all das
Seine vermacht. Aus der Verhand-
lung erfuhr man, daß er zuletzt allein
in einem großen Saal gegangen war,
der in eine kleine, blaue Grotte führ-
te. Dort soll die junge Frau mit ein-
em fremden Manne gesehen worden
sein. Aber sie leugnete und der frem-
de Mann war nicht aufzufinden. Man
konnte ihr nichts anhaben in diesem
Streit, und sie lebte als Witwe al-
lein, bis die Jahre dahin und wie alle
Freier ab, daß keiner mehr ur-
theilte nachfragen wollte. Selbst der
finstere Vater tat es nicht mehr. Ich
habe ihn überhaupt nie gesehen, denn
er war schon gestorben zu jener Zeit,
da ich diente.

Eines Tages waren ihrer viel zu-
sammen in einem Raume mit glän-
zenden Boden, in dem sich die Wid-
dergeister. Die Herren alle in schwar-
zen Jacken, an denen hinten zwei
Streifen Lächer hängen. Die Frauen
in hellen, seidnen Gewändern, daß
ne ihre schöne weiße Haut am Hals
und an den Armen zeigen könnten.
Meine Herrin war auch dabei, und
ein schöner, schlanker Mann, der ernst
und still, wie sie selbst, alle Zeit um
sie war.

Da kam der erste Diener, der sonst
nur langsam und feierlich zu gehen
pflegte, verlor und eilig herbeizuge-
hen und schlieferte meine Herrin er-
was zu.

Die ward totenbleich, wollte sich
von ihrem leidenden Stuhl erheben,
an dem sie saß, und lief wieder zu-
rück; und alles lief herbei, auch ich,
der ich in einem schwarzen Gewän-
de wandelte.

„Draußen ist ein Weibler,“ sagt
der erste Diener, „und das ist unser
Vater. Er hat sich die Haare lang
lassen und trägt einen Bart.
Er ist in Lumpen, aber ich habe ihn
doch erkannt!“

Sobald kürzen einige heraus, die
seine Freunde gewesen waren, und
dann nach dem andern kam er und
sagte: „Er ist's, kein Zweifel, er
ist's — aber er ist irre!“

Aber unsere Herrin selbst hatte sich
gelammelt und sagte: „Bringt ihn
her, ich will ihn sehen.“ Und ihre
schönen Augen glänzten in einem tie-
fen Schmerz.

Dem beugten sich alle, und so
führte man den Bettler herein.
Er war ein großer Mann. Seine
Weine hatte er mit Lumpen umwickelt
ein langer Bart wallte auf seine Brust
herunter, seine Züge waren edel,
und bleich und seine Augen blühten in
eine ferne, andere Welt. Wie ein bei-
liger Derrisch war er anzusehen, der
mit den Leiden und Freuden dieser
Welt abgeschlossen hat.

Alle umstanden die Frau und ihren
Mann.
Unsere Herrin trat ihm einen
Schritt entgegen und sah ihn auf-
merksam an.
„Carlo,“ sagte sie, „warum hast
Du mir das angetan und bist von
mir gegangen?“

Aber als er sie nur mit seinen
blauen Augen ansah und doch über
sie hinweg, da merkte sie, daß er un-
ter einem Zauber stand, der ihn ihr
entzündete, und sie rief mit einer
durchdringenden Stimme: „Carlo —
Carlo — kennst Du mich nicht
—?“

Sie fiel ihm um den Hals, nahm
seinen Kopf in ihre warmen Hände
und suchte mit ihren Augen in den
seinen die Natur zu entzünden.
Aber er ließ sie gewähren, bis er sie
sanft von sich schob. Dann sagte er
mir der Stimme eines Geistes in
flüsterndem Ton, schüttelte den Kopf
und lächelte: „Es ist alles umsonst
— siebenmal, siebenmal ist mein Herz
gepanzert!“

So ließ unsere Herrin ab von ihm,
setzte sich in einen Stuhl und sah ihn
zu, wie er ab und trant, worauf er
begehrte hatte. Einer nach dem an-
deren trat vor ihn hin und sagte:
„Kennst Du mich nicht mehr, Carlo?“
— „Weißt Du, wie wir zusammen in
der Schule waren, oder wie ich auf
Deiner Hochzeit war?“

Er antwortete stets nur: „Sieben-
mal — siebenmal ist mein Herz ge-
panzert!“
Es waren auch weise Männer zu-
gegen, die mit Krankheiten umzuge-
hen wußten, die stritten sich mit ein-
ander. Der eine sprach, er müsse
Ruhe haben und warme Bäder —
der andere meinte, Erschütterung und
neues Leben brauche er, um wieder
an die Vergangenheit erinnert zu
werden.

Schließlich stritten sie alle — und
einer sagte, den ganzen letzten Abend,
an dem er verschwunden sei, wüßte er
noch einmal erleben; das Fest müsse
wieder gefeiert und alles genau ge-
schehen wie es der Prozeß gezeigt
habe.

Das war etwas, was ihnen gefiel.
Sie schrien alle zumal — — das
sei das Richtige; und der, der immer
um unsere Herrin war, sprach ernst
und traurig zu ihr, und sie stand auf
und sagte: „Ja, es soll geschehen!“

Steiner außer mir hatte diermt,
wie der verzauberte Wanderer, als
dieser Mann sprach, sein Maß unter-
brauh und aufhorchte, als vernahme er
die Stimme eines Vogels in der Luft
Aber er ah ruhig weiter.

Nun gab es eine gewaltige Erre-
gung. Nach allen Seiten wurden Bo-
ten ausgesandt mit Aufträgen; und
sie sprachen in kleine Schatzkrieger,
die man viele Meilen weit verbrümt.
Ihre großen, vierdelosen Wagen, die
auf lautlosen Rädern von selber da-
hinjagen und mit glühenden Augen
die Nacht durchleuchten, kamen ange-
glimmt, als habe Allah's Faust sie wis-
behaute Spielzeug der Kinder auf
die Erde geworfen, und wir stiegen
ent.

Wärdegenerälern zu, die vor ihm
ihre Spiele trieben.
Mehrere Stunden mochte dies ge-
dauert haben, da kam der schlankste
schöne Mann, der immer um unsere
Herrin war. Er sah aus wie ein
Kater, nur in seinen Augen brannte
ein düsteres Feuer der Entschlossen-
heit, als er zu der schönen Frau
sprach: „Die Schauspieler sind ge-
richtet, das Spiel wartet, wollen Sie
nicht kommen?“

„Sind Sie denn nicht bei uns,“
fragte unsere Herrin zögernd.
„Nein,“ erwiderte er, „ich spiele
mit.“

Man hieß mich mitgehen in einen
anderen Saal, der eine offene Säul-
halle mit runden Bögen gegen einen
Garten hatte. Springbrunnen
hörte man dort rauschen, und ich
mahte hinter den beiden Strohen, die
sich auf Stühle setzten, wo sie alle
übersehen konnten. Wir sahen ge-
rade in die Nacht, die gegen Morgen
ging und blau war. Eine Tür vor
von uns rechts, und links sah man in
jense Grotte, die aus dem Prozeß be-
kannt war. Eine Ampel leuchtete da-
hin und man sah einen Divan von
wichtigem Atlas.

Im Anfang strömten viele Masken
herein und trieben sich umher, bis
eine Stimme rief: „Halt, hier wird
geperert, wegen des Gartensfestes.“
Der Saal leerte sich langsam, bis auf
eine Frau, die das Kostüm und die
Gestalt unserer Herrin hatte, und ein-
nen Diener, der am Eingang stand.
Den fragte die Herrin: „Wo ist mein
Vater geblieben?“ Da kam schon
ein anderer, verbeugte sich vor ihr
und sagte: „Herrin, Euer Gemahl ist
plötzlich erkrankt und bittet Euch, zu
ihm zu kommen.“

Raum war sie dem Diener gefolgt,
erhielt an den Säulen zwei Gar-
ten, die flüsternd: „Kommt er
noch nicht?“ Und dann sprangen sie
hinab in den Garten, da eine Maske
kam, die unser Herrin Gewand und
Ansehen trug. Auch dieser Mann sah
sich um, rief zurück nach einem Die-
ner und fragte ihn, ob er nicht seine
Frau gesehen hätte. Dieser antwor-
tete, eben sei sie mit einem Herrn dort
durch jenes Gemach gegangen, wo die
Ampel leuchtete.

Ich merkte, daß hier etwas im
Gange sei, und sah die Augen unserer
Herrin erglänzen und ihre Wangen
erbläuen, während das Bild unser
Herrn in jenes Gemach sprang und
wieder zurück kam, zögernd in der
Mitte stehen bleibend.

Im selben Augenblick begannen
draußen im Garten Stimmen zu
sprechen. Die eine begann: „Ist es
nicht schamlos von dieser Frau, ihren
Mann mit solchem Menschen zu be-
trügen?“

Die andere antwortete: „Ja —
die Frauen sind unbegreiflich. Ist
nicht Carlo ein Mann der feinsten
und edelsten Empfindungen, schön,
reich — angetan, einer Frau zu ge-
fallen; und der andere ein Verschwen-
der voll von Listern und niedriger
Leidenhaft; und doch liegt sie in seinen
Armen, während Carlo ihr seine
Ehre, die Liebe seines Vaters und
alles andere opfert.“

Die erste Stimme antwortete wie-
der: „Wer vermag das zu entschei-
den?“

Da sprach der, der unseren Herrn
spielte, nach dem Garten.
„Scharfe,“ schrie er — „stehe —
Aber man vernahm nur eisende
Füße auf dem Gartensteig und in der
Ferne ein verhallendes Lachen, das
sich im Rauschen der Springbrunnen
verlor.

Unsere Herrin atmete heiß, als sie
sah, wie das Bild ihres Vaters, von
einem Schmerz erfüllt, zu leiden
schien — aber der Atem blieb ihr ste-
hen, als sie in jene Grotte sah, wo
nun auch der Bild ihres ungetreuen
Gatten ruhte. Da lag ihr eigen Bild
auf dem Divan im Scheine der Ampel
und über ihr in seiner schwarzen Jacke
sah eine schöne, schlank Mann, der so
oft um sie gewesen war. Und er hatte
seinen Mund auf den Mund jener
Frau gedrückt und sein Arm um-
schlang ihren Leib.

wirklicher Herr einen tiefen Seufzer
ausstieß, und zugleich sah man Vor-
hänge sich verschieben, Türen aufge-
hen, und an den Säulengängen er-
schienen Köpfe von allen denen, die da
gelächelt hatten und nun langsam
näher kamen.

Ich sah deutlich, wie jetzt der Herr
von den Augen unser Herrin wich.
„Ach,“ sagte er, „warum müßte
Ihr den Panzer von meinem Herzen
reißen — nun weiß ich wieder, daß
Du mich betrogen hast.“

Da sah meine Herrin, zu der er ge-
sprochen hatte, ihn voll übermensch-
lichen Schmerzes an.
„Siehst Du nicht, daß dies alles
ein Betrug? — Ach, man hat mich
des Mordes angeklagt — ich hätte
Dich ermordet — vielleicht hätten
die nächsten Stunden die Wahrheit
ans Licht gebracht — aber Deine
Liebe war so übermenschlich, daß sie
am Menschlichen zerbrach — nun
sieh uns beide an.“

Einen tiefen Seufzer stieß unser
Herr aus, dann fiel sein Haupt vor-
über und er war tot.
Keiner von allen, die ringsum stan-
den, wagte sich zu rühren. Unsere
Herrin stützte die Ellenbogen auf die
Ampel und barg ihr Gesicht in die
Hände und begann still vor sich hin zu
weinen.

Der aber, der immer um sie war,
trat vor. „Fürchtbar war es,“ sagte
er, „was ich tat, im Auftrage seines
Vaters. Aber ich glaube wirklich,
jenes Mädchen sei seine Frau. Ich
war selbst betrogen.“

Unsere Herrin erhob sich und reichte
ihm die Hand. „Lebt wohl,“ sagte sie,
„wer von uns ist nicht selbst betro-
gen?“

Da drängten sich die beiden weisen
Männer durch die Versammlung.
„Seht Ihr,“ sagte der eine, „es
wäre doch besser gewesen mit den
warmen Wädern und der Ruhe, sein
Körper hat es nicht ausgehalten.“

Unsere Herrin beugte sich über den
armen, betrogenen Wanderer und
sagte: „Bist Du wohl?“

Ich weiß nicht, ob die Geschichte
wahr ist, die mein amerikanischer
Türke da erzählt hat. Die meisten
Menschen werden sagen, sie ist erfun-
den. Aber wenn ich es mir überlege,
scheint mir etwas Wahres daran zu
sein.

Das Wrack.
Von Heinrich Lühr-Kiel.

Sören Knarr stampft Schritt um
Schritt über den von der Flut noch
nassen Strand. Die Felsen hat er bis
über die Knie angekrempelt, ein lei-
bener Saal hängt ihm an der linken
Seite, ein Bock, von der Sonne ge-
bleichter Holz, bedeckt den gebogenen
Oberkörper und eine Mütze ohne
Schirm den Kopf.

Täglich zweimal machte er den Weg
von Sandbühl hinauf nach dem
Norden, wo die Dünen unmittelbar
an den Strand stoßen und keine
menschliche Wohnstätte mehr an-
zutreffen ist. Er geht in der Frühe,
wenn es hell geworden ist, und im
Laufe des Tages, sobald sich die Flut
verlaufen hat.

Was die Flut an Land wirft und
irgendwie noch verwertet werden
kann, wandert in den leinenen Saal.
Brennholz und Bretter kann Sören
bei den Fischern und Bauern des
Dorfes verkaufen. Versteinert und
hüßliche Müscheln trägt er, sobald er
einen Kasten voll hat, zu einem Hän-
dler in die nahe Stadt. Nur die großen
Stücke anschwimmenden Holzes, Bal-
ken und Grubenholz muß er liegen
lassen; auf sie macht der Strandgott
Anspruch. Das Häuschen, das er be-
wohnt, liegt etwas abseits des Dorfes,
inmitten der Dünenkette, die den Däu-
sen des Dorfes bei schwerem Wetter
Schutz vor Sturm und Hochwasser
bietet. Die Einwohner des Dorfes
sind zum größten Teil, darauf ange-
wiesen, aus dem leichten, wenig er-
tragreichen Boden das herauszubau-
schaffen, was sie zum Lebensunterhalt
notig haben, stroh, Strohstoppeln und
Gemüse, sowie Gras für Röhre und
Fiegen. Die Schafe laufen frei in den
Dünen und suchen sich selbst ihr Fut-
ter.

Sören versteht nichts von der Land-
wirtschaft. Er ist in der Stadt groß
geworden, hat in einer Eisenfabrik
gearbeitet, sich jung verheiratet und
ist in der Ehe unglücklich gewesen,
denn das Mädchen, das seine Frau
geworden, hat ihn bald verlassen und
ist mit einem anderen davongezogen.
Daher hat er der Stadt den Rücken
gekehrt.

Er kam nach Sandbühl, war dort ein-
ige Jahre Nacht im Wirtshaus und
wurde so allmählich im Dorfe heim-
lich. Was er zum Leben braucht, ist
gering, und das bietet ihm der
Strand. Und wenn er so den Strand
entlang trollt, mütterleienallein,
dann kann er nach Gergenslust sich sei-
ner alten Reue hingeben, mit offe-
nen Augen zu träumen.

Wenn der Strand ihm keine Kus-
tende bietet, dann schaukelt er an den
Brandungswellen des Meeres die
weihen, kaltschneidigen Müscheln zu-
sammen, blüht sie zwischen Strand und
Dünen und verkauft sie durch Ver-
mittlung eines Händlers an eine
Düngerfabrik. Der Ertrag lohnt
schon die Mühe.

So gehen die Tage und Monate
hin. Sören ist ein Sonderling. Das
weiß jeder in der Dorfe und auf der
Insel. Man läßt ihn gewähren. Er
sucht keinen Verkehr, und so bleibt er
einsam.

An einem stürmischen Märzabend
geht Sören den bekannten Weg am
Strande entlang, als er einen dun-
klen Gegenstand im Wasser liegen und
dem Lande zutreiben sieht. Er zieht
seine Felsen noch etwas höher hinauf
und geht ins Wasser. Ein Schreden
fährt ihm durch die Glieder. Es ist
ein Mensch, barfuß, ohne Jacke, nur
das blauweiß gestreifte Hemd auf
dem Leibe und die Hufe an den Be-
nen.

Sören zieht den Körper aus dem
Wasser. Ist der Mann tot? Sören sieht auf
das Meer hinaus. Dort glaubt er einen
Mast zu bemerken. Also ein Schiff-
brüchiger. Vielleicht ist er über Bord
geschütt worden; vielleicht hat er auch
versucht, schwimmend das nahe Land
zu erreichen. Sören löst ihm den
Hemdtrager. Er erblickt einen ledern
Beutel auf der Brust des Man-
nes. Beim Öffnen sieht Sören eine
ganze Anzahl Hundert-Kronenscheine,
sorgfältig zusammengepackt.

Was tun? Sören überlegt.
Soll er ins Dorf laufen und Hilfe
holen, oder soll er selbst versuchen,
den angeschwemmten Mann ins Be-
wußtsein zurückzurufen? An der Tür
des Spritzenhauses im Dorfe hängt
eine große Blechtafel, auf der gedruckt
steht, was man tun soll, um Ertrun-
kene wieder zu beleben. Er hat die
Tafel viele Male gesehen und kennt
die Abbildungen genau, aber den
Text hat er nie gelesen; warum soll
er sich um solche Sachen kümmern?

Und wenn er nun ins Dorf läuft,
um Leute zu holen und nach einer
halben Stunde zurückkehrt, wird der
Mann dann auch noch leben? Wohl
kann. Wer bekommt dann die Hun-
dert-Kronenscheine. Einen Teil des
Geldes würde die Kirche für Grab
und Begräbnis bekommen. Den Rest
die Gemeinde. Und er selbst nichts.
Dabei hat er den Mann doch gefun-
den, er hat also auch ein Anrecht.
Sören denkt weiter: Der Mann ist
mit seinem Schiff auf Strand ge-
raten, hat sich im Schiffsboot retten
wollen, ist aber bei der Brandung
herausgeschlagen worden und er-
trunken. Er wird wohl tot sein. Er
ist ja völlig durchnäßt und ganz kalt.
Ist er tot, dann ist jede Hilfe über-
flüssig, Bedarf er dann eines Begrä-
nisses? Würden seine Angehörigen
nicht vielmehr glauben, er sei auf
hoher See ertrunken, wie tausend an-
dere Seelente? — Wozu sollte er sich
also Mühe und Arbeit machen, ohne
einen Lohn dafür zu haben. Viel
richtiger wäre es doch, den Toten in
den Dünen zu begraben, tief im wei-
chen Sand. Bald wird der Strand-
hauer darauf wachsen und niemand
wird davon erfahren. Niemand,
denn niemand kommt zu ihm, und
selten nur kommt jemand an den
Strand und in die Dünen.

Sören setzt sich neben den ange-
schwemmten Körper. Der Puls des
Unbekannten schlägt nicht mehr, das
Gesicht ist aschfahl, die Augen sind
geschlossen. Er finnt und finnt —
Nach einer Weile zieht er sorgfältig
den Lederbeutel über den Kopf
des fremden Mannes hinweg, steckt
ihn zu sich und trägt dann den nassen
schweren Körper davon.

Segler noch einen weiteren Mann an
Bord gehabt, dann ist auch er ein
Opfer des Sturmes geworden.
Es ist Sören unbegreiflich, taglich
sich das Wrack mit dem auftragenden
Mast sehen zu müssen, der ihn immer
von neuem an etwas erinnert, an
das er nicht gern erinnert sein will.
Er versucht eines Tages den Mast
abzubrechen, und als das nicht ge-
lingt, abzufahren. Aber der Mast
bietet ihm Trost; er sitzt so fest, daß er
sich nicht einmal bewegt.

Der Mast bleibt stehen und schiebt
jedem Wetter standhalten zu können.
Sören versucht dann, den Mast ver-
beizulassen. Aber das gelingt nicht.
Jedesmal, wenn er vorbeikommt,
sieht er dieses unbewegliche Zeichen,
das ihm zuzurufen scheint: Hier am
Strande ist die Stelle, wo Du einen
Fremdling begrabst und seinen Kör-
per in die Dünen verscharrt hast.
Wenn diese Gedanken kommen, dann
geht Sören schnell weiter.

So wird Sören leben. Was habe
ich denn Böses getan, beginnt er sich
zu fragen. Ich bin doch kein Wörder!
Ich habe nur den angeschwemmten
Körper eines ertrunkenen Mannes
in den Dünen begraben. Und daß ich
sein Geld an mich genommen, kann
doch keine Sünde sein, denn ihm
konnte das Geld nichts mehr nützen.

So sucht er sein Gewissen zu be-
ruhigen. Trotzdem wird ihm der
Mast ein täglich merkwürdiger An-
sicht. Tag für Tag ruft ihm eine
innere Stimme zu: Sören, du hast
Unrecht getan. Der Ertrunkene war
vielleicht noch nicht leblos und hätte
möglicherweise gerettet werden kön-
nen, wenn du nur Hilfe geholt hät-
test.

Das Geld brennt ihm im Hause,
und doch, wo soll er die Hundert-Kro-
nenscheine wecheln, und welchen Ver-
dacht würde er auf sich lenken? Ne-
mand würde ihm glauben, daß er
eine Brieftasche mit solviel Geld ge-
funden habe, und was sollte er vor
allem mit dem Gelde machen?

Ein Frühlingsturm hatte jenen
Mann ans Land geschwemmt. Der
Sommer vergeht und immer noch
ragt der Mast aus dem Wasser. Die
Dorfbewohner haben ihn, sprachen
darüber und dachten nicht weiter da-
von. Nur Sören kann seine Gedan-
ken nicht bannen. Wenn der Sturm
blüht, dann mußte er an jene Nacht
denken und fürchten, daß die Wellen
zum zweiten Male einen menschlichen
Körper an das Land traugen würden.
Ihm schauerte. Er wußte nicht,
was er dann tun sollte.

Wie konnte er den Mast dieses
furchtbare Erinnerungsscheitens be-
seitigen? Da kam ihm der Gedanke,
bei gutem Wetter mit einem Boot
hinüber zu fahren und ihn abzufah-
ren. Ja, das war ein guter Ausweg.
Ja, das war er doch gewesen, da-
ran nicht schon lange gedacht zu ha-
ben. Dann würde er endlich seine
Ruhe wiederfinden. Ein Gefühl der
Erlösung überkam ihn. Wann wollte
er das Werk tun? Bei der nächsten
Ebbe? Ja, aber lieber sofort, das
wäre noch besser.

Würde es gelingen und würde er
dann wirklich Ruhe haben? —
Sören dachte nach. Wann war ei-
genlich das Wrack an den Strand
getrieben? In derselben Nacht, als
— ja, so wars. Und lag das
Wrack nicht gerade so am Lande, als
ob es die Wiederkehr seines Eigen-
tums aus dem Dünengrabe erwartete?
... Nein, es geht doch nicht
... Das in den Sand gesunkene
Wrack und der aus dem Wasser ro-
gende Mast sind Eigentum des Man-
nes, den er in den Dünen verscharrt
hat. Den Mast zu beseitigen, hieße
sich von neuem an dem Eigentum je-
nes Fremden vergreifen. Nein, um
des Himmels willen, nein, nicht noch
mehr Unrecht aufeinanderhäufen!
Dann lieber das Unrecht dulden.

Also mußte der Mast bleiben. Eine
dauernde Erinnerung an jene Stun-
de, die er so oft verflucht hat. Was
würde er daraus geben, wenn er das
niemals getan hätte. Was würde er
daraus geben, wenn er endlich wieder
Ruhe hätte. Soll er lieber fortziehen
von Sandbühl, sich anderswo sein Brot
suchen, nur um die Erinnerung los-
zuwerden? — Er war so allein in
der Welt, ohne Freunde und Bekan-
te, ohne Anhalt und Familie.

Und das Unrecht, das er begangen,
mer würde ihn davon erlösen? Gibt
es denn gar keine Reue? Sören
sitzt lang und finnt und finnt, dann
ruft er seine Sachen zusammen und
starrt, den leinen Saal über der
Schulter, davon.

Die Nacht ist lau, und als der
Morgen graut, hat Sören sich an
Mast des Wracks vor dem Strande
erhängt.

Mit fast übermenschlicher An-
strengung ist er hinübergelockommen,
hat den Mast erklüftet und die bei-
den längst rostig gewordenen Trakt-
seile, die von der Raa herunterhän-
gen, zu einer Schlinge vereinigt.
Niemand im Dorfe weiß, warum
Sören freiwillig aus dem Leben ge-
schieden ist, und seine Nachbarn sind
nicht wenig erstaunt, als sie in dem
erdulichen Raschlag des menschen-
schen Strandläufers eine Leder-
tasche mit einer Anzahl sorgfältig zu-
sammengepackter Hundert-Kronen-
scheine finden.

Bei der nächsten Springflut trieb
der Mast abgedeckter Mast an
den Strand...